

Unverkäufliche Leseprobe



Johann Hinrich Claussen
Gottes Häuser
Oder die Kunst, Kirchen zu bauen und zu verstehen

2024. 288 S., mit 48 Abbildungen
ISBN 978-3-406-82526-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/37169653>

Johann Hinrich Claussen

Gottes Häuser

Johann Hinrich Claussen

Gottes Häuser

oder

**Die Kunst, Kirchen zu bauen
und zu verstehen**

Vom frühen Christentum bis heute

In Zusammenarbeit
mit Christof Jaeger

C.H.Beck

1. Auflage. 2010
2., durchgesehene Auflage. 2012

Mit 48 Abbildungen

3. Auflage. 2024
Unveränderter Nachdruck

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2010
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses
Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Uwe Göbel, München
Umschlagbild: Der Dom zu Speyer von Südwesten,
© Jochen Helle / www.bildarchiv-monheim.de
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 82526 2



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produksicherheit.beck.de

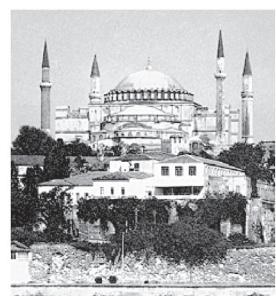
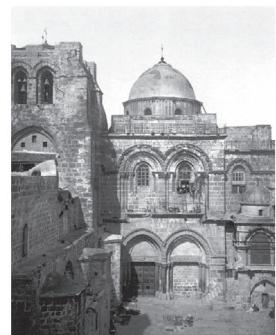
Für Carsten, Jakob und Marie-Theres

**«Ein anderes Fundament kann niemand legen als das,
das gelegt ist, welches ist Jesus Christus.»**

Paulus, 1. Brief an die Korinther 3,11

Inhalt

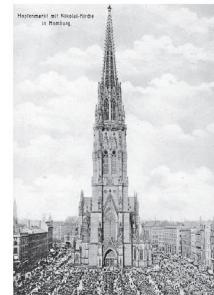
Zum Eingang	13
1. Die Hauskirche und die Anfänge des Kirchenbaus	17
Das unbehauste Evangelium	17
Tempelkult und Tempelkritik	20
Jüdische und christliche Synagogen	23
Die Schmucklosigkeit der Hauskirchen und die Kunst der Katakomben	29
Kirchliches und häusliches Christentum	34
2. Die Grabeskirche zu Jerusalem und die Basilika	37
Die Wiederentdeckung der heiligen Stätten	37
Die Konstantinsche Wende in der Architekturgeschichte	42
Die Basilika	46
Der Bau der Grabeskirche	50
Der Gottesdienst in der Grabeskirche	55
Die ersten «richtigen» Kirchen	60
3. Die Hagia Sophia und die Kirchen des Ostens	63
Phönix aus der Asche	63
Die Idee der Hagia Sophia und ihre Verwirklichung	67
Große Einzüge	76
Der Streit um die Bilder	82
Was von einem Weltwunder bleibt	87



4. Der Dom zu Speyer und die Romanik	91	
Von Speyer nach Canossa und zurück	91	
Der Wiederaufbau Europas aus dem Geist der Romanik	98	
Der erste Bau des Speyerer Doms	101	
Der zweite Bau des Speyerer Doms	106	
Die Kirche als Friedhof und als moralische Anstalt	111	
Kirchen als Ausdruck ihrer Zeit	118	
5. Die Kathedrale von Amiens und die Gotik	121	
Sie bauten viele Kathedralen	121	
Vorsprung durch Technik	126	
Mehr Licht	135	
Heiliges und unheiliges Treiben	141	
Auf dem Gipfel	146	
6. Der Petersdom zu Rom und die katholische Kirche	149	
Der Grundstein	149	
Die größte Baustelle der Welt	151	
Wege und Umwege zum Ziel	156	
Ein Grab für den Papst	164	
Wie groß darf eine Kirche sein?	171	
7. Die Dresdner Frauenkirche und der protestantische Kirchenbau	177	
Ungleiche Nachbarinnen	177	
Evangelisches Barock	182	
Inneneinrichtungen	187	
Hören und sehen	196	
Auferstanden aus Ruinen	202	

8 Die Hauptkirche St. Nikolai zu Hamburg und der Historismus **209**

Das ungebaute Meisterwerk	209
Historistische Mode, historistische Moderne	215
Eine englische Kathedrale für Hamburg	220
Neuer Wein in alten Schläuchen	228
Die doppelte Zerstörung	232



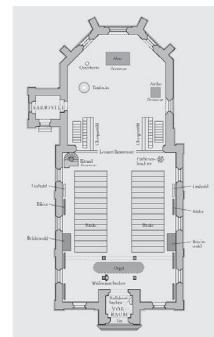
9. Die Kathedrale von Brasilia und der moderne Kirchenbau **239**

Das Märchen von der neuen Stadt	239
Das Jahrhundert des Kirchenbaus	249
Gottesdienste in der Demokratie	255
Was bleibt, was kommt?	263



Die Einrichtung einer Kirche – ein Rundgang **267**

Literatur	275
Bildnachweis	280
Personenregister	281
Ortsregister	285
Der Autor	288



Zum Eingang

Man kennt sie so gut, von Kindheit an sind sie einem vertraut. Sie stehen in der Mitte eines jeden Dorfes, einer jeden Stadt, eines jeden Quartiers – die Kirchen. Man überschlägt einmal, wie häufig man auf seinen üblichen Alltagswegen an einer von ihnen vorbeikommt, Tag für Tag, mal mehr, meist aber weniger bewusst. Doch so sehr man sich an sie gewöhnt hat, haben die Kirchen ihre Faszination nicht verloren. Sie locken und reizen immer noch. Stehen sie offen, verleiten sie nicht wenige zu einem kleinen Besuch, einer eiligen Flucht aus dieser und zu einem Abstecher in eine ganz andere Welt. Äußerlich betrachtet, sind sie Gebäude wie andere auch, von Menschen und Maschinen gebaut, gefertigt aus Stein und Mörtel, Glas und Beton. Doch wer ihre Atmosphäre schmeckt, merkt schnell, dass sie Häuser einer höheren Ordnung sind, Gottes Häuser eben. Sie stehen auf der Erde, verweisen aber auf den, der Himmel und Erde gemacht hat. Sie sind nicht ganz von dieser Welt, sondern stellen eine Gegenwelt vor, ein Gegenbild zur Welt der modernen Wohn-, Büro- und Kaufhäuser. Selbst Menschen, die einen eigenen Zugang zum christlichen Glauben längst verloren oder nie erworben haben, fühlen sich zu ihnen hingezogen und genießen die besondere Schönheit und Stille, die hier zu finden sind.

Doch das Genießen ist ein flüchtiges Gefühl, wenn es nicht von einem Wissen begleitet wird. Wer nur in die Kirche geht, um einen Kontrastreiz zur Alltagswelt draußen zu erleben, aber nicht zu sagen weiß, wofür sie da ist, was ihre Geschichte und gegenwärtige Bedeutung, ihr Inhalt und Sinn ist, bei dem wird das anfängliche Staunen schnell in Ratlosigkeit und Langweile umschlagen. Zunächst hatte man Mund und Augen weit aufgemacht, war herumgeschlendert, ohne Ziel, Absicht oder tieferes Verständnis, hatte dann aber bald das Interesse verloren und war mit einem Achselzucken schnell wieder hinausgegangen. Viele

Zeitgenossen wissen sehr wenig darüber, was eine Kirche ist und was es in ihr zu sehen gibt. Sie brauchen eine Sehhilfe, damit sie mit ihren eigenen Augen all das aufnehmen können, was eine Kirche an Schönheiten und Bedeutsamkeiten zu bieten hat. Aber sie brauchen auch eine Gebrauchsanweisung. Denn eine Kirche ist dafür da, gebraucht und benutzt zu werden. Doch zu was? Noch folgenreicher also als der Mangel an architektonischer und kunstgeschichtlicher Allgemeinbildung erscheint die Unsicherheit vieler Zeitgenossen in Sachen Religion. Sie wissen nicht recht, was sie in einer Kirche zu tun hätten, worüber sie hier ganz für sich nachsinnen sollten und was sie hier gemeinsam mit anderen erleben könnten. So bleibt ihnen der tiefere Sinn und eigentliche Zweck dieses heiligen Raumes verschlossen. Es sei denn, ein Fremdenführer käme ihnen zu Hilfe, der ihnen nicht nur die berühmten Kathedralen europäischer Hauptstädte, sondern auch die Kirche in der eigenen Nachbarschaft erschließt.

Dieses Buch will beides sein: eine Sehhilfe und eine Gebrauchsanweisung. Um eine Ahnung davon zu vermitteln, was es in einer Kirche zu sehen und zu tun, zu erleben und zu genießen gibt, erzählt es die Geschichte des Kirchenbaus. Tief steigt es hinab in den Brunnen der Vergangenheit, zum Brunnengrund und den allerersten Anfängen christlicher Gemeindebildung, folgt der Entwicklung von den bescheidenen Hauskirchen zu den Basiliken der Antike, beobachtet, wie nach der verharmlosend «Völkerwanderung» genannten Katastrophe im Mittelalter die erstaunlichsten Kathedralen der Romanik und Gotik emporwachsen, verfolgt sodann, wie in der Neuzeit die katholische Kirche und die protestantischen Kirchen sich voneinander getrennt ausformen und die ihnen jeweils entsprechenden Gebäude bauen, und fragt sich angesichts des modernen Kirchenbaus, welche Zukunft die christliche Sakralarchitektur vor sich hat. Die Geschichte des Kirchenbaus birgt ungeheuerliche Schätze, Monamente einer Glaubens- und Gestaltungskraft, die Teil unserer kulturellen Identität und doch sehr fremd sind. So viel religiöse Inbrunst, theologische Klugheit, architektonische Raffinesse, bau-technische Anstrengung und finanzielle Opferbereitschaft sind in diese Kirchen geflossen, dass man nur staunen kann, gerade weil es sehr unwahrscheinlich ist, dass unsere Epoche etwas auch nur annähernd Vergleichbares hinterlassen wird.

Doch Vorsicht! Über dem Staunen darf man das Denken nicht vergessen. Es gibt nicht wenige Architekturbücher und *coffee-table-books*, die in ehrfürchtiger Prosa und weihevollen Fotografien den Eindruck vermitteln, Kirchen seien Orte einer unangefochtenen Ruhe und weltentrückten Heiligkeit. Dabei ist es doch selbst in den herrlichsten Kathedralen stets sehr menschlich zugegangen,

Zum Eingang

also bunt und laut – und manchmal sogar böse und gemein. Deshalb erzählt dieses Buch auch Geschichten von Gewalt und Herrschaft, Glaubenshass und Kriegsgreueln. Genau darin liegt die besondere gedankliche Herausforderung, wenn man sich mit der Geschichte der christlichen Sakralarchitektur befasst: Kirchen sind Stein gewordene Paradoxien. Sie sind so vieles zugleich: Gebetsraum und architektonische Skulptur, Versammlungsort der Gemeinde und politisches Herrschaftszeichen, Erinnerungsort und Stätte des technischen Fortschritts, Asyl für Unglückselige und kunsthistorische Schatzkammer, Schutzraum des Heiligen und Volkstheater, Kampfarena und Friedenstempel. Über die Kirchen lassen sich so viele Geschichten erzählen, die einfach nicht zusammenpassen wollen. Sie sind schön und hässlich, geheimnisvoll und ernüchternd, erschreckend und erhebend. Es sind Geschichten von gut und böse, Glauben und Aberglauben. Die Geschichte des Kirchenbaus bedarf also auch einer religionskritischen Betrachtung. Und die Religionskritik ist nichts, was man Atheisten und Kirchenbauverächtern überlassen sollte, sondern gehört zu den ureigensten Aufgaben christlicher Theologie.

Die Geschichte und die Geschichten des Kirchenbaus lassen sich nicht auf einen Nenner bringen. Dieses Buch möchte das auch gar nicht versuchen. Es erhebt nicht den Anspruch, das große Ganze vorzustellen. Es will nur eine kleine Geschichte des Kirchenbaus bieten, darin aber eine Anleitung für die Kunst liefern, Kirchen zu verstehen und zu genießen. Dafür konzentriert es sich auf wenige große Linien. Jedes Kapitel stellt eine Epoche und eine Richtung des Kirchenbaus vor, indem es die Geschichte nur einer einzigen Kirche, einer besonderen Beispieldorfkirche, erzählt. Vollständigkeit ist also nicht beabsichtigt. Das ist auch kein Nachteil, denn Vollständigkeit ist der Tod des Denkens und des Erzählens. Für Experten dürfte dieses Buch, das von einem Nichtexperten geschrieben wurde, kaum Neues bereithalten. Dafür versucht es, Geschichten zu erzählen, einfache Fragen zu stellen, Grundwissen bereitzustellen und unterschiedliche Aspekte zusammenzudenken – und dies auf eine allgemeinverständliche Weise. So ist dieses Buch eine Einladung an seine Leser, die christlichen Kirchenbauten neu zu entdecken, sie mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Gedanken innerlich in Besitz zu nehmen. Damit es beim nächsten Besuch einer Kirche nicht wieder lediglich bei einem kurzen Staunen, einem flüchtigen «Ah» oder «Oh» bleibt.



Die Hauskirche

1. Die Hauskirche

und die Anfänge des Kirchenbaus

Das unbehauste Evangelium

Am Anfang war Jesus von Nazareth. Mit ihm fing alles an. Von Beruf war er Zimmermann oder – besser gesagt – Bautischler. Doch in dieser Profession hat er sich offenkundig keinen Namen gemacht. Dass er viele oder bedeutende Gebäude errichtet hätte, ist nicht überliefert. Von einer Beteiligung an Sakralbauten ganz zu schweigen. Im Gegenteil, für einen gelernten Bauhandwerker scheint er ein ungewöhnlich geringes Interesse an Architektur gehabt zu haben.

Sein Glaube benötigte keine feste Unterkunft. Zwischen vier gemauerten Wänden wurde es ihm schnell zu eng, und unter einem geschlossenen Dach hielt er es nicht lange aus. Sein erstes religiöses Erlebnis widerfuhr Jesus nicht in einem Tempel oder in einer Synagoge, sondern unter freiem, von keinem Ziegel verstelltem Himmel, nicht einmal auf festem Boden, sondern mitten in einem fließenden Gewässer. Im Jordan ließ er sich von Johannes, seinem schroffen und ebenfalls unbehausten Vorläufer, taufen, als der Himmel sich auftat, eine Taube hernieder flog und eine Stimme seine göttliche Sendung kundtat. Daraufhin ließ Jesus alles hinter sich. Er zog in die menschenleere und gebäudelose Wüste, um dort vierzig Tage lang mit dem Teufel zu kämpfen. Nach bestandener Probe kehrte er nach Nazareth zurück – doch nur, um endgültig alles hinter sich zu lassen. Er zog fort aus seinem Vaterhaus, seiner Werkstatt, seiner kleinen Stadt und schaute nicht mehr zurück. Von seiner Familie, der Mutter und den Geschwistern sowie den Nachbarn und Freunden wird er sich ohne Tränen und mit leichtem Herzen verabschiedet haben. Denn nun war er frei, ein Wanderer zwischen den Welten, ohne die Fesseln eines eigenen Zuhauses, losgelöst von den Bindungen seiner Herkunft.

Die Füchse haben Gruben und die Vögel haben Nester; aber der Gute Hirte hatte nichts, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Auch seine Jünger blieben zunächst obdachlos. Sie kamen unter freiem Himmel, in Privathäusern oder in Katakomben zusammen. Wandgemälde in den Katakomben von Santa Priscilla in Rom.

So brach Jesus auf, obdachlos aus Überzeugung. Jungen Leuten, denen er auf seinem rastlosen Weg begegnete, rief er zu, sie sollten ebenfalls ihre Lebenszelte abbrechen und ihm in eine ganz andere Welt, das Reich Gottes, nachfolgen. In diesem neuen Reich würden die bisherigen Rücksichtnahmen nicht mehr gelten. Da würde keiner der alten Steine auf dem andern bleiben. Was frühere Generationen für heilig erachtet und architektonisch in eine dauerhafte Form gegossen hatten, hatte für Jesus radikal an Bedeutung verloren – all die ehrwürdigen Institutionen mit ihren Gebäuden: die Familie und ihre Wohnhäuser, die Obrigkeit und ihre Paläste, der Priesterkult und seine Tempel, die Rechtgläubigkeit und Rechtförmigkeit mitsamt ihren Versammlungshäusern und Schulungsräumen. Nicht einmal die letzte Ruhestätte – menschheitsgeschichtlich eine der ersten Formen von Architektur – bedachte er mit einem Rest von Pietät. Sollten sich die Toten doch selbst ihre Gräber bauen. Allen Gebäuden, diesen bürgerlichen Hüllen, sprach er ihr Recht und ihre Macht ab. Dabei waren es doch nicht zuletzt sie, durch die sich die Menschen von den Tieren unterschieden. Als Kulturwesen ist der Mensch ein Häuser-, Tempel- und Gräberbauer. Doch von dieser gesamten Baukultur wandte sich Jesus mit seiner Jüngerhorde ab und wählte das Leben der wilden Tiere. Schlimmer noch, er übertraf diese sogar an wohnlicher Bedürfnislosigkeit. Denn die Füchse haben immerhin Gruben und die Vögel Nester, aber der Gottessohn hatte gar keinen Zufluchtsort, nichts, wo er sein Haupt hätte hinlegen können. Und er scheint dies auch nicht sehr bedauert zu haben. Denn nichts zählte für ihn mehr als die strahlende Gotteszukunft, die in seinen eigenen Worten und Taten schon Gegenwart geworden war.

Auch wenn Jesus seelisch und gedanklich in einer anderen Welt lebte und von einer erheblichen, manchmal euphorischen, manchmal düsteren Unruhe getrieben war, brauchte er doch regelmäßig feste Orte, an denen er seinem neuen Beruf nachgehen konnte. Um Menschen seine Botschaft zu vermitteln, musste er mit ihnen zusammenkommen. Deshalb ging er häufig in die Synagogen oder in den Tempel, wo sich die besonders Religionsinteressierten versammelten. Er hatte nichts gegen diese traditionellen heiligen Räume, das heißt: Er empfand so wenig für sie, dass er nicht einmal mehr etwas gegen sie hatte. Jesus war kein Bilder- oder Tempelstürmer aus Prinzip. Dafür waren ihm die Kirchenbauten seiner Zeit zu gleichgültig. Sein Herz hing nicht an ihnen. Er musste sich nicht an ihnen abarbeiten. Aber er wusste sie zu nutzen. Es waren eben gute Treffpunkte. Nur einmal scheint ihm der Tempelbetrieb mit seiner frommen Geschäftemacherei und seiner lauten Opferwirtschaft so gegen die Natur gegangen zu sein, dass er

dreinschlug und die Tische einiger verdutzter Händler umwarf. Im Tempel sollte gebetet und geheilt werden. Ansonsten lautete sein neues Evangelium: Jeder Flecken dieser Erde ist heilig, wenn auf ihm den Menschen die Liebe Gottes gepredigt wird, wenn sie zu Gott beten und Heilung erfahren. Dafür war Jesus jeder Ort gleich recht und lieb. Wo immer zwei oder drei oder auch fünftausend Menschen versammelt waren, um ihm zuzuhören und sich von ihm berühren zu lassen, da war für ihn ein heiliger Raum. Das konnte ein Tempel sein, ein offener Platz, ein Berg, ein Feld, ein Stück Seeufer oder ein gewöhnliches Wohnhaus. Und wenn es zu eng wurde, hatte er auch gegen Sachbeschädigungen nichts einzuwenden. Er lächelte, als einmal Männer, die keinen Einlass mehr in das Haus erhalten hatten, wo er seine Versammlung abhielt, das Dach aufhackten, um ihn zu hören und einen Kranken an Seilen zu ihm herunterzulassen. Die alte Grundunterscheidung in gute und schlechte Orte, sakrale und profane Architektur, reine und unreine Häuser erklärte er schlicht für aufgehoben. So konnte er in Synagogen ebenso wie in der Natur predigen, so wie er bedenkenlos in die von Unmoral verseuchten Häuser der Sünder und Zöllner gehen konnte, um dort zu speisen – eine damals ganz unerhörte Gleichgültigkeit.

So schweifte er durch Palästina, und seine Jünger zogen mit. Nur einmal äußerte einer von ihnen den Wunsch, eine Wohnstatt zu errichten, ein wenn auch nur zeitweiliges Zuhause zu bauen. Das war der wie stets ein wenig überforderte und leicht begriffsstutzige Petrus. Gemeinsam war er mit Jesus, Johannes und Jakobus zum Beten auf einen hohen Berg gestiegen. Als sie sich ins Gebet versenkten, wurde Jesus verklärt. Er verwandelte sich vor ihren Augen. Sein Gesicht wurde hell, überhell. Es leuchtete wie die Sonne selbst. Seine Kleider strahlten auf wie weißes Licht. Visionen entzündeten sich vor ihren Augen. Plötzlich waren da Mose und Elia, die großen alten Propheten, und sie begannen mit Jesus zu sprechen. Dieser unglaubliche Augenblick dürfte nie vergehen, man müsste ihn einfangen, scheint sich Petrus gedacht zu haben. So unterbrach er die heilige Unterhaltung und fragte seinen blendenden Meister, ob sie nicht auf diesem Berg heimisch werden sollten. Denn hier ist gut sein. Hier ist gut bleiben. «Lass uns drei Hütten bauen, jeweils eine für dich, Mose und Elia.» Petrus redete, wie er es verstand, wie er wieder einmal nichts verstand. Da schon wurde sein kleines Bauvorhaben in den Schatten gestellt, denn auf einmal kam Gott selbst in einer strahlenden Wolke daher. Und Gott zeigte auf Jesus und verkündete: «Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe: Den sollt ihr hören!» Wie lächerlich erschien da alles menschliche Bauen. Petrus und die anderen Jünger

fielen in einem heiligen Schrecken zu Boden. Dann war alles vorbei. Und sie erhoben sich, gingen fort und zogen weiter, ohne je wieder einen Gedanken daran zu verschwenden, eine Unterkunft zu zimmern.

Jesus selbst scheint nur metaphorisch vom Häuserbauen gesprochen zu haben. Er trat seinen Hörern als Glaubensarchitekt entgegen. Sein Wort empfahl er ihnen als das feste Fundament, auf dem sie ihre Existenzgebäude errichten sollten. Dies wäre wie ein solider Fels, nicht wie der Sand der konventionellen Frömmigkeit. Es enthielt die richtige Bauanleitung für ein neues Leben in Gott. Alle steinernen Häuser und Tempel würden vergehen, aber sein Wort würde bleiben.

Mit dieser Gewissheit begann er seine letzte Reise nach Jerusalem. Ihm wurde ein prächtiger Einzug beschert, doch schnell sollte sich der Wind der öffentlichen Meinung drehen. Böses ahnend, kam Jesus im Haus eines Fremden zu einem letzten Mahl mit seinen Jüngern zusammen, aß und trank, zog sich dann in einen Garten zurück, um dort zu wachen, zu beten, zu weinen, bis sein langer Leidenszug durch die ganze große Stadt begann, dessen Ende seine Hinrichtung bildete, sein Tod am Kreuz, hoch über den Dächern Jerusalems.

Einige wenige hatten an ihrer Liebe zu ihm festgehalten. Sie lösten seinen Leib vom Kreuz und legten ihn in ein frisch in den Felsen gehauenes Grab. Sie rollten einen mächtigen Stein davor in der Hoffnung, dass er nun endlich eine bleibende Stätte haben und an einem sicheren Ort in Frieden ruhen würde. Aber sie sollten sich wundern. Denn am nächsten Morgen, als die Frauen kamen, um ihn zu salben, fanden sie den Stein fortgewälzt und die Grabstätte leer. Nicht einmal ein Grab also konnte ihn halten, fassen und binden. Seine Heimat war eben nicht von dieser Welt. Er war und blieb frei.

Tempelkult und Tempelkritik

Jesus hatte seinen Anhängern einen starken Glauben, einen heiligen Geist und Richtlinien für ein gutes Leben hinterlassen. Doch wichtige Detailfragen hatte er ihnen nicht beantwortet. Zum Beispiel, wie und wo sie zum Gottesdienst zusammenkommen sollten. Das mussten sie nun selbst klären. Es war ein langer Weg, den die frühe Christenheit zurücklegen musste, bis sie eine gültige Antwort gefunden hatte. Wie dieser Weg verlaufen ist, ist heute nur noch in Umrissen zu erkennen. Von den ersten baulichen Versuchen ist kaum etwas er-

Die Hauskirche

halten geblieben, und die wenigen Textquellen aus den ersten Jahrhunderten haben sich für dieses Thema nicht recht interessiert. Aber einige Wegstationen sind doch deutlich.

Den Anfang der Suche nach einer Heimat für den neuen Glauben bildete der Auszug aus den alten Gebäuden des Heils. Dieser erfolgte nicht auf einen Schlag, sondern zunächst eher zögernd und halb unbewusst. Zudem war er keineswegs eine überraschende Tat, sondern stand in einer altehrwürdigen Tradition. Wie jede Revolution hatte er eine lange Vorgeschichte. Im alten Israel hatte es zwei konkurrierende Trägergruppen der Religion gegeben. Da waren die Priester, die im heiligen und von der profanen Alltagswelt säuberlich abgetrennten Tempelbezirk den Opferdienst versahen. Mit der Ausnahme, dass sie an nur einen einzigen, unsichtbaren Gott glaubten und ihr Gotteshaus daher ohne Bilder oder Statuen auskommen musste, dürfte sich das, was sie unter einem «heiligen Raum» verstanden, wenig von dem unterschieden haben, was bei den umliegenden Völkerschaften ebenfalls gedacht wurde.

Doch außer den Priestern hatte der Gott des alten Israels noch eine zweite Personengruppe in seinen Dienst gerufen. Den Propheten war aufgetragen, den Glauben an den einen, allmächtigen und gerechten Gott zu wecken. Dazu traten sie auch im Tempel auf, aber mit der Zeit wurde ihnen die nur bedingte Heiligkeit dieses Ortes immer deutlicher. Sie argwöhnten, dass die Gläubigen lieber im Tempel schöne Gottesdienste genießen und in der Hoffnung auf reiche göttliche Gegenleistungen ihre Tieropfer bringen wollten, als dass sie sich der Anstrengung unterziehen würden, ihr Herz zu reinigen und ihr Leben zu ändern. So begannen sie, im Tempel gegen den Tempel zu predigen. «Bessert euer Leben und euer Tun», rief Jeremia seiner Gemeinde zu, «so will Gott bei euch wohnen an diesem Ort. Aber verlasst euch nicht auf die Lügenworte derer, die sagen: ‹Hier ist der Tempel des Herrn, hier ist der Tempel des Herrn, hier ist der Tempel des Herrn.› Sondern bessert euer Tun und Leben!» Wahrer Gottesdienst ist nicht, wenn die Priester nach allen Regeln ihrer Kunst den Kult vollziehen, sondern wenn das ganze Volk das Rechte glaubt und das Gute tut – und dies nicht nur im Tempel, sondern vor allem an den Orten des alltäglichen Lebens.

Als die Zeit der Propheten vorüber war, führten die Weisen und Lehrer des Gesetzes ihr Erbe fort. Sie unterwiesen ihre Gemeinden in dem, was in den heiligen Schriften als göttlicher Wille niedergelegt war. Dazu bauten sie eigene Häuser, in denen ein gemeinsames, konzentriertes Lernen und Beten möglich war und für die sich die Bezeichnung «Synagoge» – zu Deutsch schlicht: «Versamm-

lung» – einbürgern sollte. Der Betrieb im Tempel lief weiter, aber er verlor erheblich an Bedeutung.

Die lange Tradition der Tempelkritik sollte sich als Glücksfall erweisen. Denn als das alte Israel seinen Tempel verlor, war es damit nicht seiner religiösen Kraftquelle beraubt. Die übrigen Völker des Alten Orients gingen allesamt unter, als nacheinander die assyrischen, babylonischen, persischen und römischen Eroberungswellen über sie kamen und ihre Tempel zerstörten. Nur Israel überstand den Verlust seines Tempels, weil es in seinen heiligen Büchern einen unzerstörbaren Glaubenshort und in seinen Synagogen Ersatzgebäude besaß. So konnte sich, als der Tempel unterging und keine Opfergottesdienste mehr gefeiert werden konnten, das alte Israel in das frühe Judentum verwandeln und weiterleben.

Das erste Mal wurde der Tempel zu Jerusalem im Jahr 587 vor Christus von den Babylonieren zerstört. Unter den Persern konnte er etwa siebzig Jahre später wiederaufgebaut werden. Doch dieser zweite Tempel war nur ein matter Abglanz früherer Herrlichkeiten, mit erheblich geringerer Bindungskraft. Dennoch wurde er nach dem Tod Jesu von seinen Jüngern wie selbstverständlich aufgesucht. Petrus und Johannes etwa – fromme Gewohnheitswesen, die sie waren – gingen regelmäßig zum Tempel, um zu beten und das neue Wort Gottes zu verkündigen. Doch die frühen Christen mussten bald einsehen, dass sie dort nicht sehr willkommen waren. Immer deutlicher wurde ihnen, was die alten Propheten und ihr Meister gelehrt hatten, dass nämlich Gott nicht bloß in Tempeln wohnt, die mit Händen gemacht worden sind. Sie wollten Gott «im Geist und in der Wahrheit» anbeten und taten dies immer weniger im engen Jerusalemer Tempelbezirk. Ja, ihnen ging – langsam zwar und mühsam – die ganz neuartige Universalität ihres Glaubens auf. Sie überwanden – vor allem mit Hilfe der neuartigen Lehren des Paulus – die Grenzen des frühjüdischen Erwählungsglaubens und zogen in die weite, damals bekannte Welt, um Menschen aller Völker zu bekehren. Als die Römer im Jahr 70 nach Christus Jerusalem belagerten, eroberten und schließlich die Stadt samt Tempel zerstörten, war dies auch für die junge christliche Gemeinde, die ja mehrheitlich aus Juden bestand, ein furchtbares Unglück. Zugleich beschleunigte diese Katastrophe ihre Abkehr vom hergebrachten Tempelkult. Sie fühlten sich nun an keinen heiligen Ort mehr gebunden und keinem ausgewählten Sakralgebäude verpflichtet. Statt dessen empfanden sie sich selbst, ihre eigenen Körper und Seelen als Gottes Tempel, in denen der heilige Geist wohnte.

Damit hatten die frühen Christen eine Entwicklung zu Ende geführt, die durch die Propheten und die Lehrer der Gesetzesfrömmigkeit eingeleitet worden

war. Noch radikaler als diese widersprachen sie nun dem Grundkonsens antiker Religiosität, nach dem Gott an einem bestimmten, heiligen Ort wohnte und genau dort verehrt werden musste. Sie hoben die Unterscheidung von sakralen und profanen Räumen auf und entgrenzten den Gottesdienst in das alltägliche Leben hinein. «Wir haben keine Tempel, wir haben keine Altäre», war geradezu eine Parole, mit der die frühen Christen auf ihre Einzigartigkeit pochten. Selbstbewusst erklärte der Theologe Justin, der im Jahr 165 das Martyrium erlitt, einem römischen Präfekten auf dessen Frage, wo sich die Christen denn versammelten: «Dort, wo ein jeder will und kann, auch wenn du sicher meinst, wir würden alle an demselben Ort zusammenkommen. Denn der Gott der Christen ist nicht auf einen bestimmten Ort eingeschränkt. Unsichtbar ist er und erfüllt Erde und Himmel. Darum kann er von seinen Getreuen überall angebetet und verherrlicht werden.» Die Feinde des Christentums erkannten darin einen Beweis dafür, dass diese neue Religion eigentlich eine Form von Gottlosigkeit sei.

Der Kirchenvater Clemens von Alexandrien schrieb um 200: «Ist es nicht gut und richtig, dass wir den Unfassbaren nicht in einen Ort bannen und das allumfassende Wesen nicht in Heiligtümer von Menschenhand schließen wollen? Wie könnte überhaupt ein Werk der Baumeister, der Steinmetzen- und Handwerkskunst heilig sein? Stehen da nicht die höher, welche die Luft und ihren Umkreis oder vielmehr die ganze Welt und das All als der überragenden Größe Gottes allein würdig erachten? Wird aber der Begriff des Heiligen in doppeltem Sinne gebraucht, von Gott selbst und von dem zu seiner Ehre errichteten Werke, wie sollten wir da nicht in erster Linie die zu Ehren Gottes in heiliger Erkenntnis geschaffene Kirche ein Heiligtum Gottes nennen, das viel wert und nicht durch Handwerkskunst hergestellt, auch nicht durch Schwindlerhand ausgeschmückt, sondern durch den Willen Gottes zum Tempel geworden ist? Ich meine nämlich jetzt, wenn ich von der Kirche spreche, nicht den Ort, sondern die Gemeinschaft der Auserwählten. Das ist der beste Tempel zur Aufnahme der Größe und Würde Gottes.»

Jüdische und christliche Synagogen

Das griechische Wort «ekklesia», das für gewöhnlich mit «Kirche» übersetzt wird, bezeichnete im frühen Christentum eine Menschengruppe, nämlich die Gemeinde der Gläubigen, und nicht einen neuen Typ von Sakralgebäuden. Es

entspricht damit dem griechischen Wort «Synagoge», das ursprünglich ebenfalls die «Zusammenkunft», also die Versammlung der Frommen, bezeichnete und kein Name für eine Art von Gotteshaus war. Doch die frühen Gemeinden konnten natürlich nicht ständig unter freiem Himmel oder auf offenen Plätzen zusammenkommen. Sie konnten die Obdachlosigkeit ihres Erlösers nicht einfach imitieren. Sie brauchten für ihre Versammlungen ein Dach über ihren Köpfen und fanden bei ihren jüdischen Verwandten ein Modell, um ihr Raumproblem zu lösen.

Heute ist die Synagoge ein Kultbau, der für Gottesdienste, Gebete und rituelle Handlungen reserviert ist. In der Zeit des frühen Judentums jedoch war die Synagoge ein profanes Haus, das viele verschiedene Funktionen zu erfüllen hatte.

Die ersten Christen «waren täglich einmütig beieinander, brachen das Brot hier und dort in den Häusern». Sie bauten sich keine Tempel, sondern kamen in Privathäusern zusammen. Eine letzte Zeugin dieser Zeit ist die frühchristliche Hauskirche in Dura-Europos.

Es war nicht nur die Heimstatt des Gottesdienstes, sondern auch Gericht, Schule, Verwaltungszentrum und Sozialstation. Natürlich stand der Gottesdienst im Zentrum. Aber er war kein Kult im strengen Sinne. In ihm wurden Gott keine Opfer gebracht. Es gab keinen Altar und natürlich auch kein Gottesbild. Die Gemeinde kam einfach zusammen, um gemeinsam zu beten und Lesungen aus den heiligen Schriften zu hören. Aufgrund des unkultischen Charakters des Gottesdienstes und wegen der Einfügung vieler weltlicher Funktionen wurde die Synagoge zu einem neuen und paradoxen Typ religiöser Architektur. Sie ist kein Tempel, kein «heiliger Raum», sondern ein profanes Religionsgebäude.

Die ersten Christen übernahmen diese Idee. Anfangs hatten sie selbst die Nähe zu den Synagogen gesucht. Gerade ihre Missionare hatten auf ihren ersten Reisen durch das Römische Reich die örtlichen Synagogen als Anlaufstationen gewählt. Doch mit der wachsenden Distanz zu den Juden wurde den Christen deutlich, dass sie eigene Versammlungsräume brauchten, eine christliche «Synagoge» also, die sie dann «ekklesia» nannten.

Diese «ekklesia» war zunächst einfach ein Privathaus. Schon Jesus war auf seinen Wanderungen häufig in den Häusern von Freunden und Sympathisanten eingekehrt, um dort zu lehren, zu diskutieren, zu heilen und zu speisen. In der Zeit der Apostel wurden die Häuser der Neubekehrten zu Stützpunkten der Mission und zu Zellen der Gemeindebildung. Die Apostel verließen ihre Herkunftshäuser, aber sie konnten sich mit der Zeit auf ein immer besser geknüpftes Netz von gastfreundlichen Häusern verlassen. Hier boten ihnen loyale Quartiermacher

Die Hauskirche



Unterkunft, Verpflegung, Kleidung, Schutz vor Verfolgung und ein Forum für ihre Missionsarbeit. Die ruhelos umherreisenden Apostel, Propheten und Charismatiker hatten keine Familien und keinen dauerhaften Wohnsitz. Sie führten ein Leben, das dem ihres Erlösers glich. Doch sie konnten dies nur tun, weil ihre Anhänger bereit waren, ihrer Geisteskraft dauerhafte soziale Orte, nämlich feste Häuser, zur Verfügung zu stellen. Und je mehr der ursprüngliche Enthusiasmus des neuen Glaubens abklang, umso wichtiger wurden diese Häuser, in denen die Kirche zusammenfand.

Dies waren zunächst einfache Privathäuser, die sehr unterschiedliche Formen haben konnten. Es gab das Atriumhaus oder die städtische Insula, ein mehrstöckiges Mietshaus mit einem Geschäft im Parterre. Die ersten Privathauskirchen boten im Durchschnitt Raum für ein bis zwei Dutzend Menschen. Das reichte schon bald nicht mehr aus. Mit zunehmendem Missionserfolg wuchs der Raumbedarf. Die Gemeinde eines Ortes war oft gezwungen, sich auf mehrere Hauskirchen auf-

zuteilen. Das aber gefährdete ihre innere Einheit. Es kam zu Parteiungen. Das Geld, öffentliche Hallen anzumieten, fehlte. Doch eine gewisse Abhilfe ergab sich dadurch, dass sich langsam auch Angehörige höherer Schichten bekehrten und man in die größeren Häuser der Wohlhabenden wechseln konnte.

Dort traf man sich im Esszimmer. Dies war häufig der einzige große Wohnraum, zudem stand bei den Gemeindetreffen das gemeinsame Mahl im Mittelpunkt. Bei den städtischen Häusern befand sich das Esszimmer in der ersten oder zweiten Etage. Nicht selten öffnete es sich zu einer Terrasse hin. Der Saal hatte zunächst keinen Altar und keinerlei künstlerische Ausgestaltung. Die Möblierung war sparsam. Es gab einen Tisch und drei Liegesofas. Das Hauptsofa befand sich an der Wand gegenüber vom Eingang und war für die Älteren reserviert, den Hausherrn und den Prediger. Der Rest der Gemeinde verteilte sich irgendwie im Raum. Manche saßen auf den Fensterbänken. Davon erzählt die Apostelgeschichte: Paulus besuchte einmal die Gemeinde von Troas an der kleinasiatischen Westküste. Beim abendlichen Gottesdienst in der dortigen Hauskirche wurde ein junger Mann, der auf einer Fensterbank saß, sehr müde – verständlich bei der Länge der nächtlichen Predigt und der Wärme der vielen Kerzen. Er schlief ein und stürzte tief hinunter. Zum Glück besaß Paulus die Wunderkraft der ersten Zeugen und erweckte den Jüngling zu einem neuen Leben.

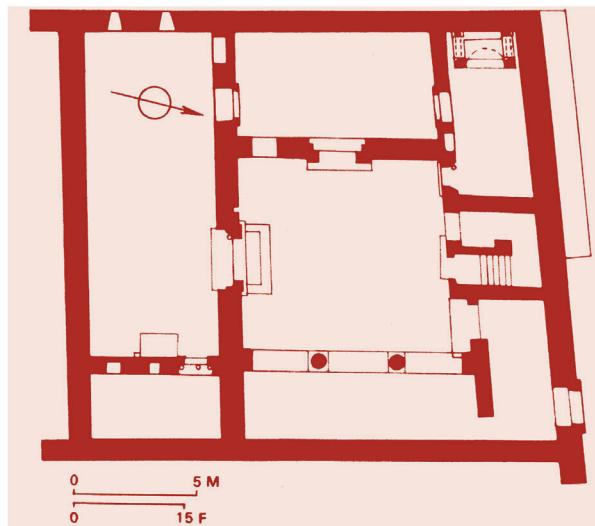
Aus den spärlichen Zeugnissen, die sich aus der Frühzeit des Christentums erhalten haben, lässt sich nur in Umrissen herauslesen, wie es zugegangen ist, wenn die Gemeinde im Speisesaal eines Privathauses zusammenkam. Am Sonntagmorgen versammelte sich die Gemeinde gleich bei Sonnenaufgang, um der Auferstehung Christi zu gedenken und zu beten. Aber das eigentliche Ereignis war der abendliche Gottesdienst mit einer ausgedehnten «Agape», einem Mahl

zur Vergewisserung der wechselseitigen gemeindlichen Liebe. Dieses Mahl begann damit, dass über dem gebrochenen Brot ein Segen gesprochen wurde. Es schloss mit einem zweiten Segen über dem Kelch. Dazwischen wurden Gebete gesprochen und Hymnen gesungen. Waren Wanderpropheten zu Gast, wurden Predigten gehalten. Solch eine Agape konnte sich bis tief in die Nacht hinein ziehen. Die Rituale waren noch sehr locker gefügt, und die Atmosphäre dürfte sehr intim gewesen sein. In einem vergleichsweise kleinen Kämmerlein kamen die Gläubigen zusammen, um eine eng verbundene Gemeinschaft zu genießen, sich geistlich zu orientieren, einander zu vergeben sowie leib-

Das urchristliche Gemeindezentrum von Dura-Europos. Seine Mitte bildet ein offener Hof. Links von ihm und über ihm schließen sich Säle an. Oben rechts befindet sich ein eigener Kultraum mit Taufbecken und Altaraufbau.

Die Hauskirche

liche und geistliche Lebensmittel miteinander zu teilen. Wer mit der Gemeinde sympathisierte, aber noch nicht getauft war, durfte nur zu Beginn teilnehmen und musste dann sehr bald den Saal verlassen. Denn der Gottesdienst der frühen Christen war keine öffentliche Angelegenheit, sondern eine private Erlösungsfeier.



Das Tor zum Kern der Gemeinde war die Taufe. Sie wurde anfänglich unter freiem Himmel, in einem fließenden Wasser gefeiert. Mit der Zeit begann man aber auch private Badehäuser zu nutzen oder in den Hauskirchen eigene Taufräume mit größeren Wasserbecken einzurichten. Der Täufling – in der Regel wurden Erwachsene getauft, nur wenn ganze Familien der Gemeinde beitraten, wurden auch Kinder getauft – wurde drei Mal ganz untergetaucht, um seine Sünden abzuwaschen sowie um den Tod und die Auferstehung Christi an sich selbst nachzuvollziehen. Große Bedeutung hatte der Exorzismus. Der Täufling sagte dem Teufel ab. Er verließ das Herrschaftsgebiet der Dämonen und betrat eine neue Welt, das Reich des heiligen Geistes, die Gemeinde der Gläubigen.

Es ist nicht leicht, sich die Atmosphäre vorzustellen, die in den ersten Hauskirchen geherrscht haben mag. Die wenigen biblischen Berichte zeichnen ein sehr harmonisches Bild. Doch ob die Brüder und Schwestern stets in heiliger Liebe vereint beieinander saßen, sangen, beteten und frei von allen Eigeninteressen ihre Besitztümer teilten? Familiär wird es sicherlich zugegangen sein, das heißt vertraut, aber auch mit all den persönlichen Konflikten, die so nur in einer Familie entstehen können. Die antike Gesellschaft mit ihren Klassen und Schichten, ihren ethnischen und kulturellen Grenzen sollte außen vor bleiben. Ob einer Griechen oder Römer oder Jude oder Germane war, ob er frei und reich oder ein armer Sklave war, sollte in diesem Haus nicht zählen. Alle sollten sich als Geschwister von grundsätzlich gleichem Rang anerkennen. Natürlich konnte es nicht gelingen, die harten realen Unterschiede ganz auszuschalten, aber immerhin wurden sie gemildert. Die Gemeinde stand allen offen, sie war kein exklusiver Club wie mancher Mysterienverein. So traten zu Beginn vor allem Mitglieder aus

der Unter- und unteren Mittelschicht der Gemeinde bei. Aber man kann sich vorstellen, dass es später für die Armen und Sklaven nicht immer leicht gewesen sein mag, als Gast bei einem wohlhabenden Bruder den Gottesdienst zu feiern. Sie werden Scheu und Neid empfunden haben. Auch darf man nicht vergessen, dass die Familie – besonders in der Antike – nicht allein eine Liebesgemeinschaft, sondern immer auch eine Form von Herrschaft ist. Damals besaß der Mann als Gatte, Vater und Hausvorsteher eine erhebliche Macht. Die Frau, die Kinder, die Sklaven galten im Vergleich zu ihm als lebendes Inventar. Das christliche Ideal der Geschwisterlichkeit hatte diese starre Autorität aufgebrochen, zumindest anfangs den Frauen größeren Einfluss verschafft und den Sklaven die Anerkennung als «Nächste» eingebracht. Jeder sollte ungeachtet seiner Herkunft und seines Geschlechts ein lebendiger Stein sein, aus dem das Haus Gottes, die Gemeinde, gebaut werden sollte. Zwar wirkten die sozialen Unterschiede weiter in die Gemeinde hinein. Aber sie wurden religiös relativiert. Mehr noch, es wurden keine neuen religiösen Rangunterschiede hinzugefügt. Selbstverständlich gab es in den ersten Gemeinden geistlich mehr oder weniger begabte Glieder. Paulus schreibt darüber im ersten Brief an die Korinther im 12. Kapitel. Manche besaßen ein Charisma, das anderen abging, zum Beispiel eine prophetische oder therapeutische Kraft. Aber daraus wurde keine grundsätzliche Unterscheidung abgeleitet, wie etwa die von Laien und Priestern. Eine klerikale Zweiklassengesellschaft gab es noch nicht. Kein Wunder, dass die frühen Hauskirchen besonders die Angehörigen der unteren Klassen anlockten. Sie dürften auf diese Menschen wie das Versprechen einer neuen, gerechteren Gesellschaft, wie eine Gegenwelt zur antiken Klassenordnung gewirkt haben.

Architekturgeschichtlich gesehen blieb das frühe Christentum jedoch ganz im Rahmen des Üblichen. Seine Bauten fielen nicht aus dem Rahmen der häuslichen Architektur der Antike. Durch nichts unterschieden sich die Hauskirchen äußerlich von den Wohngebäuden der unteren Mittelschicht. Die große, öffentliche Sakralarchitektur des Heidentums war eine andere Welt, zu der es keine Verbindungen gab. Als persönliche Erlösungsreligion brauchte das frühe Christentum keine geräumigen Kirchen. Es gab sich mit seinen Gebäuden ganz unpolitisch – in dem Sinne, dass es sich ganz auf das Private und die Kerngemeinde beschränkte und keinen Anspruch anmeldete, in die Öffentlichkeit zu wirken. Das hatten die ersten Gemeinden mit den jüdischen Synagogengemeinden und einigen Mysterienkulten gemein. Von diesen unterschieden sie sich jedoch dadurch, dass sie sich grundsätzlich der religiopolitischen Ordnung des Kaiser-

Die Hauskirche

reichs verweigerten, wodurch sie ungewollt doch politisch wirksam wurden. Dafür mussten sie einen hohen Preis zahlen.

Die ersten Hauskirchen verschwanden mit der Zeit, ohne Spuren zu hinterlassen. Es ist ein Glücksfall, dass wenigstens eine von ihnen entdeckt, ausgegraben und erforscht wurde. In den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts fand man in Dura-Europos am mittleren Euphrat – im heutigen Irak – die Überreste einer antiken Hauskirche. Sie wurde etwa in den Jahren zwischen 240 und 245 auf älteren Fundamenten erbaut und befand sich gleich neben einer Haussynagoge und einem Haus des Mithraskultes am Rand einer römischen Garnisonsstadt – bezeichnend für die soziale Lage des Christentums. Eigentlich ist sie nichts anderes als ein geräumiges Privathaus, kaum von anderen Wohngebäuden zu unterscheiden, wenn nicht im Hauptaum biblische Fresken auf eine gottesdienstliche Nutzung hinweisen würden. Platz bot sie für etwa siebzig Menschen, die sich auf Matten im Raum verteilten. Dazu gab es noch einen Seitenraum mit einem Becken, der als Baptisterium, also als Taufraum, gedient hat. Das ist alles, was von den ungezählten Keimzellen des Christentums geblieben ist: Eine Ruine in Dura-Europos mit Bruchstücken eines Fundaments, einzelnen Mauerresten, wenigen Freskenfragmenten – mehr nicht.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter:
www.chbeck.de